



Kleine Barone

Die Revolution in Ägypten hat das Land tief gespalten. Aus den Beduinen am Sinai, die sich einst als Touristenführer verdingten, hat sie Opiumbauern gemacht.

Text & Fotografie: Theresa Breuer

Als Abu Saleh (Namen geändert) seine Kamele zum Schlachter brachte, wusste er, dass es kein Zurück mehr gab. Obwohl der stämmige Mann ihm nur einen Bruchteil dessen bot, was die Tiere wert waren, blieb dem Beduinen keine andere Wahl. »Was hätte ich tun sollen«, sagt er, »ich hätte sie nicht weiter halten können.«

Abu Saleh lebt im Süden der ägyptischen Sinai-Halbinsel, in der Nähe der Badeorte Scharm-el-Scheich und Dahab. Früher hat er hier mit Touristen Safaritouren unternommen und damit seinen Lebensunterhalt verdient. Deutsche, Österreicher, Engländer und Amerikaner saßen auf den Rücken seiner Kamele. Heute kommen keine Touristen mehr. Und dort, wo er einst mit ihnen entlanggeritten ist, wächst jetzt Opium.

Seit zwei Jahren baut Saleh den Stoff an. Fast jeden Tag fährt er mit seinem Toyota Pick-up-Truck in die Wüste, um nach seinen Mohnpflanzen zu sehen. Straßen gibt es hier nicht, doch er weiß genau, wo es langgeht. Nach wenigen Kilometern tauchen die ersten Felder auf. Allein bis zu seiner Anbaufläche passiert er 13 weitere Opiumplantagen. Insgesamt weiß er von etwa 100 Feldern in der nahen Umgebung. »Vor drei Jahren gab es hier noch kein einziges«, sagt er, »jede Saison kommen neue hinzu.«

Wie Abu Saleh geht es vielen Beduinen. Sie alle haben als Köche in Hotelanlagen gearbeitet, als Tourguides und als Entertainer, die abends traditionelle Beduinenmusik für Urlauber spielten. Doch seit dem Beginn der Revolution im Jahr 2011 meiden Touristen Ägypten als Reiseziel. Im vergangenen Jahr reisten mehr als fünf Millionen Menschen weniger in das Land als in den Jahren vor den Unruhen. Für viele Familien ist das eine Katastrophe, denn der Tourismus ist der Motor der ägyptischen Wirtschaft. Direkt und indirekt hängen von ihm rund vier Millionen Arbeitsplätze ab – und damit etwa 16 Millionen Familienmitglieder.

Wenige Meter neben der asphaltierten Straße, die in den 50 Kilometer entfernten Badeort Dahab führt, sitzen einige Beduinen in einer heruntergekommenen Hütte. Die Stimmung ist gedrückt. In der Ecke kniet ein junges Mädchen. Vor sich hat es einen kleinen Teppich ausgebreitet, darauf liegt handgefertigter Schmuck, den niemand kauft. »Vor der Revolution kamen mindestens 60 Touristen am Tag«, klagt ihre Großmutter, die daneben sitzt. Sie hätten sich für die Safaris mit Essen eingedeckt und Souvenirs gekauft. »Heute kommt niemand mehr.« Normalerweise wäre im März die beste Zeit für Wüstentouren. Die Luft ist schon warm, aber die Sommerhitze noch nicht über die Halbinsel hereingebrochen.



»Was haben wir mit irgendwelchen Revolutionen zu tun? Keine Regierung hat sich jemals um uns gekümmert. Das wird sich auch nicht ändern.«

Hier hat auch Abu Saleh früher seine Touren zum Katharinenkloster begonnen, dem ältesten bewohnten Kloster des Christentums. Der Beduine ist 30 Jahre alt, doch er sieht älter aus. Obwohl einen seine Augen freundlich anblicken, wirkt er vom Leben in der Wüste und in den Bergen gezeichnet, die Zähne sind schwarz verfärbt, seine Füße und Hände voller Schwielen. Wenn er spricht, klingt seine Stimme resigniert. Die drei Jahre des Umbruchs in Ägypten haben ihre Spuren hinterlassen.

»Dabei kenne ich den Tahrir-Platz nur aus dem Fernsehen«, sagt er, »ich war noch nie in Kairo.« Es frustriert ihn, dass sein Leben so drastisch von Ereignissen beeinflusst wurde, von denen er sich weit entfernt fühlt. »Was haben wir mit irgendwelchen Revolutionen zu tun?«, fragt er und meint damit die Gemeinschaft der Beduinen. »Keine Regierung hat sich jemals um uns gekümmert, und das wird sich auch mit der nächsten Regierung nicht ändern, egal wer an die Macht kommt.«

Abu Saleh hat sein ganzes Leben am Sinai verbracht. Hier sind Großfamilien noch die Norm, er hat elf Brüder und Schwestern. Seine Familie gehört zu den Muszeina-Beduinen, dem zweitgrößten Stamm im Süden der Halbinsel. Das Hauptgeschäft der Muszeina war bisher der Tourismus. Auch Saleh hat schon als Bub am Strand



Steine und Handarbeiten an Touristen verkauft. Bis zu seinem 14. Lebensjahr ist er zur Schule gegangen, danach hat er mit den Safaris begonnen.

Die Hoffnung auf eine schnelle Rückkehr der Touristen hat er aufgegeben. Vor wenigen Wochen erst hat das österreichische Außenministerium die Reisewarnung für den Sinai verschärft. Mitte Februar war eine Bombe in einem Bus an der ägyptisch-israelischen Grenze detoniert. Daraufhin flogen die großen deutschen Reiseanbieter die noch verbliebenen Touristen aus dem Sinai aus.

Drei südkoreanische Touristen und der ägyptische Busfahrer waren bei dem Anschlag ums Leben gekommen. Dazu bekannt hatten sich die Islamisten von Ansar Bait al-Maqdis. Ein alarmierender Vorfall, denn bis dato hatte die Terrorgruppe hauptsächlich im Nordsinai agiert und Ziele ägyptischer Sicherheitsbehörden angegriffen. Nun haben sie angekündigt, auch Touristen ins Visier zu nehmen.

Abu Salehs Opiumfeld liegt in einem flachen idyllischen Tal, das von schroffen Bergen umringt ist. Er hat zwei junge Burschen angestellt, die zwischen den Pflanzen umherlaufen, sie bewässern und prüfen. In diesen Tagen blühen sie rosa und lila, sie stehen kurz vor der Ernte. Sechs Monate wächst der Mohn, dann liegen die Felder bis September brach.

Mitte Februar hat eine Bombe drei Touristen aus Südkorea an der Grenze zu Israel geötet. Für den Sinai besteht seither eine Reisewarnung.

In der Mittagspause sitzt Abu Saleh mit den Burschen in einem kleinen Zelt, wo sie Brot nach Beduinenart backen. Dafür legen sie einen Teigfladen aus Wasser, Mehl und Salz direkt in glühende Holzkohle, einige Minuten später klopfen sie das fertige Brot mit Stöcken ab. Zu dem noch immer leicht staubigen Fladen gibt es Schafkäse und süßen Tee. So verbringen sie hier die Tage, bis der Mohn reif ist.

Das Land, das sie bestellen, gehört ihnen nicht, denn Beduinen dürfen in Ägypten keinen Grund besitzen. Traditionell ist es so, dass jeder Beduinenstamm ein bestimmtes Gebiet kontrolliert. Will jemand auf dem Land etwas anbauen, legt er Steine um das Feld. Die Markierung signalisiert, dass es von jemandem beansprucht wird. Dass Beduinen nach dem Gesetz kein Land besitzen dürfen, hat aber auch seine Vorteile: Selbst wenn das Militär Felder findet und diese zerstört, kann es nur selten jemanden dafür zur Rechenschaft ziehen – schließlich gehört das Land offiziell dem Staat und nicht den Bauern.

Doch das Militär scheint sich in diesen Tagen ohnehin wenig für die Opiumbauern zu interessieren. »Vor zwei Monaten haben Jeeps die Gegend hier patrouilliert«, sagt Abu Saleh. Die Arbeiter auf den Feldern hätten sich dann in den Bergen versteckt. »Doch zerstört haben sie zum Glück nichts.«

Es gibt verschiedene Theorien, warum die Beduinen derzeit unbehelligt Opium anbauen können. Eine ist, dass Militär und Regierung aufgrund der politischen Umbrüche momentan andere Sorgen haben. Viele Opiumbauern glauben außerdem, dass sie den Anbau tolerieren, weil sie schon genug Probleme mit Terroristen am



Sinai haben und nicht auch noch frustrierte, arbeitslose Beduinen gegen sich aufbringen wollen. So steht in dem Anfang März erschienenen Bericht der ägyptischen Anti-Drogenbehörde, dass seit dem Jahr 2011 »wegen Sicherheitsbedenken« keine Felder mehr zerstört wurden. Doch sicher sein können sich die Bauern nie. Einen Tag später erzählen einige Beduinen, wie das Militär am Morgen ihren Feldern gefährlich nahe kam, und Gerüchte machen die Runde, dass Soldaten Felder zerstört haben. Abu Saleh ist besorgt: »Wenn sie jetzt kämen, würde ich alles verlieren.«

Der Beduine hat seine gesamten Ersparnisse in das Feld gesteckt, 340 Quadratmeter misst es. Opium ist für die Bauern kein lukratives Geschäft, aber immer noch ertragreicher als Tomaten und Gurken. Gemüse anzubauen würde sich in der Wüste nicht rechnen, da den geringen Verkaufserlösen hohe Bewässerungskosten gegenüberstünden. Die Beduinen müssen zur Bewässerung tiefe Brunnen betreiben, um an salzarmes Wasser zu gelangen.

Wenn alles glatt läuft, wird Abu Saleh in dieser Saison knapp fünf Kilo rohes Opium ernten können. Für ein Kilo zahlen ihm Dealer etwas weniger als tausend Euro. Doch den Gewinn muss er sich mit seinem Geschäftspartner teilen. Dieser hatte das Feld nach Beduinenrecht zur Verfügung gestellt, im Gegenzug bewirtschaftet es der 30-Jährige. Abzüglich der Kosten für Samen, Bewässerung und Hilfskräfte rechnet er mit einem Gewinn von 6.000 ägyptischen Pfund, knapp 600 Euro. »Ein Witz«, sagt Abu Saleh, »als Tourguide habe ich im Jahr mindestens 35.000 Pfund verdient.«

Das Leben eines Drogenbarons stellt man sich anders vor. Abu Salehs Haus ist ein karger Betonbau in einem kleinen Dorf, durch das Kamele, Esel und Ziegen laufen. In den Zimmern stehen keine Möbel, Licht gibt es nur in der Küche und im Wohnzimmer, in dem Teppiche als Sitzgelegenheiten dienen. Er hofft, dass er sich über den Sommer mit Gelegenheitsjobs durchschlagen kann, um seine Frau und die vier Kinder zu ernähren.

Einige Kilometer weiter teilen sich Hamed, Mahmoud und Mohammed ein Feld. Auch sie sehnen sich nach der Zeit, als noch die Touristen auf den Sinai strömten. Sie hätten gute Arbeit gehabt, sagen sie, als Musiker und Köche in Hotelanlagen. Auch bei ihnen ist die größte Sorge, dass sie mit dem Opiumanbau nicht genug Geld zum Leben haben werden. »Wir sind einfach zu unerfahren«, sagt Hamed, »es ist das erste Mal, dass wir Opium anbauen.«

Der 26-Jährige steht am Feldrand und ritzt die Samenkapsel einer Pflanze mit einer Rasierklinge an. Dicker, weißer Saft quillt heraus. Im getrockneten Zustand kann er zu Heroin verarbeitet werden. Doch damit haben die Männer am Sinai nichts zu tun. »Wenn wir das Opium geerntet haben, kommen Händler aus Oberägypten und kaufen es uns ab«, sagt sein Partner Mohammed, 37. Was danach mit dem Stoff passiert, wüssten sie nicht. Ihnen



Abu Saleh hofft, dass er heuer fünf Kilo Opium ernten kann. Er würde abzüglich aller Kosten rund 600 Euro verdienen.

scheint auch nicht bewusst zu sein, dass aus Opium Heroin entstehen kann. »Das kann nicht sein, das muss eine andere Pflanze sein«, sagt Hamed, »Opium ist doch gut, es lindert Schmerzen.«

Tatsächlich gibt es keine Indizien dafür, dass in Ägypten Heroin im großen Stil hergestellt wird. Früher ging das meiste Opium nach Israel, wo es weiterverarbeitet wurde. Doch seit den Unruhen in Ägypten sichert Israel seine Grenzen wieder verstärkt und unterbindet damit weitgehend den Drogenhandel. Experten messen das auch an einem Faktum: Seit der Revolution 2011 sind die Preise für Haschisch und Opium in Israel massiv gestiegen.

Drogenanbau ist den strenggläubigen Beduinen nach der Lehre des Islam eigentlich verboten. Auch die Stammesführer haben jahrelang versucht, den Anbau zu unterbinden. Die Beduinen erzählen, wie die Clanchefs immer wieder darauf hinwiesen, dass die Stammesmitglieder ihr Geld im Tourismus machen sollten. »Wir lassen uns nichts mehr sagen, schließlich können sie uns keine Alternativen bieten«, sagt Abu Saleh bitter. »Und was sollen sie schon machen? Wir haben doch kaum noch etwas zu verlieren.«

Hamed, Mahmoud und Mohammed sehen das genauso. Aber wenn sie die Möglichkeit hätten, würden sie alle sofort wieder einer legalen Tätigkeit nachgehen. »Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dass die Touristen zurückkommen«, sagt der 24-jährige Mahmoud, »und ich wieder als Koch arbeiten kann.«